

Aus dem Führungskreis

Brief der Leiterin

Liebe Heliand-Schwestern, liebe Freunde,

mein Brief im letzten Jahr begann mit dem Rückblick auf „große Ereignisse“: 90-jähriges Jubiläum, Erzählband etc. Seitdem, so dachte ich zunächst, sei ein ganz normales Jahr vergangen, „nichts Besonderes“ sozusagen.

Nichts Besonderes? Bei der **Jahreskonferenz 2017** war **Rita Waschbüsch** unser Gast, Gründungsmitglied und Vorsitzende von donum vitae. Sie berichtete über den derzeitigen Stand von **donum vitae**, dessen Mitglieder immer noch vom Ausgrenzungsbeschluss der Bischöfe von 2006 betroffen sind. Die Jahreskonferenz beschloss einen Brief an Kardinal Marx, in dem der Heliand sich für eine Rücknahme des Ausgrenzungsbeschlusses einsetzt. Die HK 3/2017 berichtete ausführlich darüber.

Zum **Jahrestreffen in Stuttgart** trafen sich unter dem Leitgedanken „Fürchtet Euch nicht“ über 60 Personen, darunter in guter Tradition einige Männer.

Die Atmosphäre war geprägt von lebhafter Beteiligung und inspirierenden (Fach-)gesprächen, die beide Referenten ausdrücklich als „erfreulich, auffallend, ungewöhnlich“ bezeichneten und unser Gast des ND sagte „ein solch lebendiges Miteinander und eine solche Herzlichkeit“ habe er noch bei keinem anderen Treffen erlebt. Nichts Besonderes?

Diese gute Kultur der Gemeinschaft und das hohe Niveau der Themen und Diskussionen werden von jüngeren und neu hinzu kommenden Frauen ebenfalls als besonders und wertvoll empfunden. So stabilisieren sich die beiden neuen regionalen Gruppen „**Nordlichter**“ und „**Rheintöchter**“ und wachsen allmählich. Bei ihren Treffen greifen sie Fragen aus Glaube, Kunst, Kultur und Alltagsleben auf. Neu war, dass beide Gruppen jeweils eine Reise machten, die Nordlichter in die Lausitz, die Rheintöchter nach Rom. In diesem Jahr wollen die Nordlichter gemeinsam pilgern, die Rheintöchter fahren nach Köln.

Jüngere und ältere Frauen trafen sich traditionsgemäß zum **Wochenende „Generationen im Gespräch“** mit dem Thema „Frauen, die mir wichtig sind“. Auch hier beteiligten sich inzwischen Frauen an der Vorbereitung, die neu zum Heliand fanden.

Über alle diese Treffen wird jeweils in der **Heliand-Korrespondenz (HK)** ausführlich berichtet. Allen, die tatkräftig zum Erscheinen der HK beitragen, sei an dieser Stelle herzlich gedankt!

Bei diesen zahlreichen erfreulichen Entwicklungen dürfen wir nicht übersehen, dass wir von mehreren Bundesschwestern Abschied nehmen mussten, unter ihnen zwei ehemalige Leiterinnen des Heliand-Frauenkreises, Katharina Richter und Maria Schaeffler-Laub, die auch Bundesführerin gewesen war.

Viele Heliand-Schwestern haben inzwischen ein hohes Alter erreicht, mehrere Gruppen treffen sich seltener, es können nicht mehr alle Mitglieder an den Treffen teilnehmen. Allen, die hier Kontakte halten, trösten, unterstützen und Verantwortung übernehmen, gilt großer Respekt und herzlicher Dank!

Wie die HK werden unsere anderen **Referate** (Archiv, Hilfsdienst und weltkirchliches Engagement) mit großem Engagement geführt, obwohl teilweise gesundheitliche Probleme die Arbeit erschwerten, vielen herzlichen Dank dafür!

Beständig sind auch **unsere Außenkontakte**:

In der **Arbeitsgemeinschaft der Katholischen Frauenverbände** vertrat uns Jutta Amedick. Adelheid Singer-Luschka arbeitet als unsere Delegierte im **ZdK** und in der **Arbeitsgemeinschaft der katholischen Organisationen und Verbände** mit.

Die Leitungen von **ND, KSJ** und Heliand treffen sich einmal im Jahr zum gegenseitigen Austausch und zur Absprache. Die Briefe von Heliand und **ND** an Kardinal Marx, donum vitae

betreffend, zielten in dieselbe Richtung und wurden fast zeitgleich verschickt.

Bei Konferenzen entsenden wir jeweils Vertreter*innen und auf regionaler Ebene gibt es Kontakte und gegenseitige Einladungen zu Veranstaltungen und Gottesdiensten.

Zur Bundeskonferenz der **KSJ** gehört immer auch eine Bundesfrauenkonferenz. Das Interesse am Heliand ist lebendig, immer wieder wünschen einige Studentinnen regelmäßige Informationen über unsere Aktivitäten und entscheiden sich zur Teilnahme an "Generationen im Gespräch".

Unsere **Homepage** ist ansprechend geworden und es gelingt zunehmend, aktuell unsere Veranstaltungen auszuschreiben und darüber zu berichten. Allen, die hierzu beitragen, darf ich herzlich danken – namentlich und vor allem Katharina Sedlak, die die Gestaltung und Pflege unserer Homepage sehr erfolgreich übernommen hat!

Auf der Homepage und im **Jahresflyer 2018 „Interessantes für interessierte Frauen“** finden sich Informationen über unsere zukünftigen **Veranstaltungen und Treffen auf Bundesebene:**

- Gottesdienst und Heliand-Treffen beim **Katholikentag 2018** in Münster
- **Jahrestreffen** und anschließende **Ferien in Gemeinschaft** in Bad Driburg
- **Generationen im Gespräch** in Bad Soden-Salmünster

Ein weiterer **Ausblick:**

Die beiden Gruppen „Nordlichter“ und „Rheintöchter“ entstanden vor einigen Jahren, begründet durch den „Arbeitskreis Aufbruch“. Im März werden Mitglieder des Arbeitskreises und der beiden Gruppen die bisherigen Erfahrungen auswerten und Überlegungen für die Zukunft des Heliand entwickeln. Diese Überlegungen werden zur Beratung in die Jahreskonferenz im April eingebracht.

Ich bedanke mich für dieses Engagement sage außerdem mit großer Freude

Herzlichen Dank

an meine Stellvertreterin Jutta Amedick, unsere Geistliche Begleiterin Gunda Mayer, meine Vorgängerin Mathilde Pirzer-Hartmann sowie Adelheid Singer-Luschka und Elisabeth Naidoo im Führungskreis.

Besonders danke ich unserer Geschäftsführerin Rita Ocker, die herzlich, unerschütterlich und flexibel auch alle unberechenbaren Aufgaben für den Heliand meistert.

Mein Dank gilt den Diözesanbeauftragten, den e.V. Mitgliedern, Pfarrer Franz Beffart und allen, die oft ungesehen, aber wirkungsvoll zum Gelingen unserer Aktivitäten beitragen.

Dank aber auch Euch allen, die Ihr durch Euer Mittun zu unserem herzlichen und lebendigen Miteinander beiträgt – es ist etwas Besonderes!

Edith Lieb-Singe

Redaktionsschluss

Redaktionsschluss für Heft 3/2018 ist am **1. Juli 2018** (Nachrichten am **20. Juni 2018**), Nachrichten, d. h. Termine, Berichte, Personalien, bitte weiterhin ausschließlich schicken an:

Karin Veit
Buchgasse 3
60311 Frankfurt
Tel. 069 463422
E-Mail: veitkarin@t-online.de

Zur Besinnung

Nerven...!

Gunda Mayer

Zu der Situation von Frauen in der Kirche, besonders zu der wieder aktuellen, nun schon Jahrzehnte währenden Diskussion um das Weiheamt für Frauen, kommt mir eine alte Geschichte in den Sinn; bei aller Kürze hat sie es in sich, darum möchte ich versuchen, sie mit meinen Worten zu erzählen und so dazu einladen, sich in die Geschichte hinein zu versetzen:

Da lebt in einer Stadt im Orient eine Frau, eine junge Witwe; Witwen haben es zu jener Zeit besonders schwer. Nicht nur fehlt ihnen der geliebte Ehemann, der Vater der Kinder, sondern auch der Herr des Hauses, der Verhandlungen führt und überhaupt die Rechte seiner Familie nach außen vertritt, so dass es niemand wagt, sich an seiner Frau, seiner Familie, seinem Besitz zu vergreifen. Bis zu seinem Tod konnte die Frau so gesichert leben. Nun aber gibt es auf einmal viele Interessenten, die Ansprüche anmelden – an ihrem Land, dem Vieh, den fruchtbaren Weinbergen, den Vorräten in der Scheune, dem angesammelten Vermögen; auf einmal ist die Rechtmäßigkeit ihres Erbes in Frage gestellt.

Wir können uns das gut vorstellen, etwa so: „Hatte der Verstorbene nicht Schulden?“ „Hat die Frau überhaupt das Zugangsrecht zum Vermögen, zu Geld und Gold?“ „Darf sie über Vieh und Ländereien verfügen?“ Kurzum, es gibt Menschen, mehr oder weniger entfernte männliche Verwandte und Nachbarn, die ihr das Erbe streitig machen. Sie hat nach Kräften gearbeitet, mit ihrem Mann gemeinsam geplant, gespart, für die Zukunft vorgesorgt, sich wenig gegönnt – und nun dies. Was tun?

In der Geschichte ist klar, dass die Frau im Recht ist, aber wie kann sie ihr Recht durchsetzen? Solange sie nicht an ihr Erbe kommt, kann sie sich keinen Rechtsanwalt leisten – wovon soll sie den bezahlen? Gewalt anwenden kann und will sie nicht, Druckmittel hat sie als Frau in dieser Männerwelt nicht. Es bleibt nur der Gang zum

Richter – und auch der ist problematisch, das weiß sie; der Richter gilt als ungerecht, d. h. bestechlich, und einige ihrer Gegner haben öffentliche Ämter, hohes Ansehen; ihre Stimme hat im Rat und vor Gericht Gewicht – der Richter wird es sich ungern mit ihnen verderben; andere können mit Geldgeschenken locken, damit der Richter nach ihrem Willen urteilt. Eine Hand wäscht die andere...

Es muss uns nicht wundern, dass der Richter keine Lust hat, der Frau überhaupt zuzuhören, geschweige denn, ihren Fall zu verhandeln und auch noch nach Recht und Ordnung, d. h. gegen seine eigenen Karrierechancen, zu ihren Gunsten zu urteilen. Was brächte ihm das? Warum sollte er das tun? Ist die Klägerin vielleicht jung, ansehnlich, begehrenswert? Oder eine erfolgreiche Geschäftsfrau, die er sich durch sein Urteil verpflichten könnte? Oder vielleicht ein Engel auf Erden, die Liebenswürdigkeit in Person, die ihn verzaubert, bezaubert?

Nichts davon lässt uns der Erzähler wissen, nur dies: Immer wieder kommt die Frau zu dem als ungerecht, weil bestechlich bekannten Richter und fordert: „Verschaff mir Recht!“ – und irgendwann beschließt der Richter: „Ich will der Frau zu ihrem Recht verhelfen“. Was treibt ihn dazu?

Der Erzähler lässt keinen Zweifel daran, dass allein die Beharrlichkeit der Frau siegt. Man kann sich das gut vorstellen: Immer wieder erscheint sie vor dem Richter, immer wieder erzählt sie ihm ihre Geschichte, liegt ihm mit ihrem Anliegen in den Ohren, trägt ihm ihre Argumente vor, fordert ihr Recht, nervt; ihre mal klagende, mal kreischende Stimme ist unüberhörbar. Wegsehen, Ohren zuhalten hilft dagegen nicht mehr, denn zu viele Zuhörer sind schon auf diese Klägerin aufmerksam geworden und kennen ebenfalls ihre Geschichte – der Fall spricht sich herum. Manchmal wird ihr Ton unverschämt, ordinär, manchmal bringt sie die Zuhörer zum Lachen und allein dadurch auf ihre Seite. Das Unangenehmste für den Richter: Er selber kommt nicht los von der Sache dieser Frau, er kennt ihre Geschichte und Argumente schon auswendig, er muss sie nur sehen, um schon in sich ihre Forderung zu hören, ja, sie verfolgt ihn bis in den Traum. Da hilft

schließlich nur eins, nämlich, der Frau endlich ihr Recht zu verschaffen. Und so geschieht es.

Sicher habt ihr auch in der Verfremdung das Gleichnis Lukas 18 längst erkannt; Jesus ist es, der es erzählt □ und der der Frau Recht gibt, genauer gesagt: Hoffnung, und das in zweifacher Hinsicht. Er zeigt den bestechlichen, ungerechten Richter als besiegt durch die Macht der Ausdauer, und zwar die Ausdauer ausgerechnet einer Frau, einer Witwe, eines der schwächsten Glieder der patriarchalischen Gesellschaft.

Eine märchenhafte Geschichte also, die zum Weitermachen auffordert, wenn es um das eigene Recht geht? Jesus selber gibt seinem Gleichnis eine andere, weiterreichende Spitze: Wenn schon der *ungerechte* Richter sich erweichen lässt, so wird erst recht Gott, der die Liebe und Gerechtigkeit *ist*, die hören, die ganz auf ihn setzen und ihm mit ihrem Gebet unablässig in den Ohren liegen. Er schafft seinen Auserwählten Recht. Jesus selber bürgt und zeugt dafür. Diese Verheißung gilt für alle, die an ihn glauben, Frauen wie Männer.

Wie oft fordert Jesus auch mit diesem Gleichnis zur Reflexion und evtl. Änderung des eigenen Verhaltens auf. Hier geht es um Ermutigung und Aufforderung zugleich zum Vertrauen auf Gott, der den Seinen Recht verschafft – Männern wie Frauen; Ausdauer führt auch bei Gott zum Ziel.

Was sagt das nun zum Thema Frau und Weiheamt? Natürlich spricht unser Gleichnis nicht vom Weiheamt der Frau, allerdings von ihrem „Recht“, von ihrem rechtmäßigen Erbe... Ganz abgesehen davon, ob und wie weit man in dem Gleichnis einzelne Elemente entdecken mag, die auf das Thema Frau und Weiheamt anwendbar scheinen: Ein Gleichnis darf nicht als Allegorie missverstanden und Zug um Zug auf eine „Sache“ hin übertragen werden. Aber ermutigt nicht auch bei Beachtung dieser Regel dieses Gleichnis in seiner Sinnspitze alle Anhänger Jesu – Frauen wie Männer! – dazu, ihr „Recht“ zu suchen bei Gott?

Und nicht nur da: Was das „Recht“, das „Erbe“ des Menschen meint, was es beinhaltet, das freilich darf, muss, immer wieder unter Menschen reflektiert, diskutiert, vor Gott durchleuchtet werden; gehören dazu nicht auch die Auseinandersetzung, das Ringen und der Streit um das Amt der Frau in unserer Kirche – beharrlich, nervend, im Vertrauen auf Gott, mit der Ausdauer der Witwe im Gleichnis?

Lernen wir also von der Witwe!



Du bist bei mir

Du bist bei mir.

Du hörst mir zu.

Du nimmst mir die Angst.

Du schenkst mir Vertrauen.

Was ich auch tue,

Du zeigst mir Verständnis.

Schrei ich auch oft:

„Du liebst mich nicht mehr!“,

Du bleibst mir doch treu.

Ob ich bete oder grüble,

ob ich klage oder lobe,

bitte oder danke,

Du bleibst bei mir,

mir näher,

als mein Herz mir sein kann.

Martin Gutl

Das Thema

Christsein in einer Multioptionsgesellschaft

Die 2. Ausgabe eines jeden Jahres unserer Zeitschrift weist immer einige Besonderheiten auf. Da ist zunächst der Brief der Leiterin, der auf Schwerpunkte, wichtige Ereignisse im Jahresablauf hinweisen und die Verbindung untereinander stärken will. Da ist außerdem die Auflistung aller Verantwortlichen auf Bundes- und Diözesanebenen mit den jeweiligen Kontaktdaten. In diesem Jahr kommt aber auch noch eine inhaltliche Besonderheit hinzu. Thematisch werden die Gedanken und Ausführungen von Professor Dr. Michael N. Ebertz aus HK Nr. 1 fortgesetzt, die auf seine vielbeachteten Ausführungen des letzten Jahrestreffens zurückgehen. In der letzten Ausgabe hat Prof. Ebertz vor allem auf die vielfältigen Ängste und ihre Quellen in der modernen Gesellschaft hingewiesen und auf die daraus resultierenden Anforderungen für Kirche und Gesellschaft. In der heutigen Ausgabe wird er über die Herausforderungen an die Christen durch die vielen nebeneinanderstehenden und miteinander konkurrierenden Möglichkeiten politischer, gesellschaftlicher, religiöser Art sprechen. Wir wollen diese wichtigen Gedanken nicht durch weitere Texte ergänzen.

Hinweisen möchten wir aber auf die Rubrik „Aktuelles“. Wenn wir dort über die immer schneller voranschreitende Digitalisierung und unser Verhalten dazu, oder über den ökumenischen Frauenkongress und die Optionen von Frauen in der Kirche berichten und das Leben und Wirken von Madeleine Delbrêl, dann berührt das indirekt doch das Thema des Christseins in der Multioptionsgesellschaft und ist insofern eine Aktualisierung des thematischen Teils.

Wir wünschen allen Leserinnen und Lesern eine kritische und fruchtbare Auseinandersetzung mit dieser Thematik und danken Professor Ebertz für seine Anstöße.

Christa Herrmann

Christsein und Kirche in der multiplen (Angst-) Gesellschaft: Teil 2

Michael N. Ebertz

Angst hat jede*r, jeweils auf individuelle Weise. Doch darum ging es in der ersten Folge nicht und soll es auch im Teil 2 nicht gehen. Wir wollen vielmehr den Blick auf die kollektiven Ängste, d.h. die gesellschaftlich produzierten und weitverbreiteten Ängste gerichtet halten. Es geht auch in diesem Beitrag nicht um Ängste, die uns trennen, sondern um solche, die uns verbinden. Wenn wir im Wissen um die multiplen Quellen der Angst in unserem gesellschaftlichen Zusammenleben unsere ‚Reise‘ fortsetzen, müssen wir eine Auswahl treffen – denn jede Quelle der Angst verdiente es, genauer betrachtet zu werden. Dass wir eine Auswahl treffen müssen, ist bereits ein Hinweis auf ein weiteres, mit Ängsten besetztes Merkmal gegenwärtigen

gesellschaftlichen Lebens, das ‚Multioptionalität‘ genannt werden kann.

Merkmale der multioptionalen Gesellschaft

Zwar lässt sich sagen, dass wir trotz der Erfahrung radikalen Wandels immer noch in gewissen überlieferten Ordnungen, sprich Traditionen, leben: Vielleicht liegen viele Menschen hierzulande ja immer noch im gleichen Bett, haben immer noch die gleichen Lippen (ohne Schönheitschirurgie), verwenden die Kochrezepte der Eltern und Großeltern, lassen den Osterhasen Eier verstecken, tragen noch das selbe Brillengestell, lieben ihre Handtasche, die sie vor 40 Jahren erworben haben, schwören auf dieselbe Unterwäsche-marke und kämen niemals auf die

Idee, ihren Urlaubsort, ihren Lebenspartner, ihr Parfum oder ihre Gesichtscrème zu wechseln. Doch das ist kein Gegenargument zur Erfahrung von Multioptionalität, denn man könnte ja die Sache mit dem Osterhasen einschlafen lassen, die Nasenkrümmung korrigieren, die Gesichtscrème wechseln und alles andere auch.

Wenn im Folgenden von ‚Multioptionalität‘ die Rede ist, geht es um dieses ‚Könnte‘. Gemeint ist eine für unser Zusammensein tiefgreifende Erfahrung des Lebens im Konjunktiv, und diese ist relativ neuartig. In einer von Multioptionalität geprägten Gesellschaft wird, so Peter Gross, der Vater dieser Gesellschaftsdiagnose, die Differenz zwischen real existierenden Bedingungen und den möglich werdenden Zuständen verringert (Peter Gross. Die Multioptionsgesellschaft, Frankfurt 1994). Es geht dabei um „prinzipiell realisierbare Wahlmöglichkeiten“ (Peter Gross, Pop-Soziologie? Zeitdiagnostik in der Multioptionsgesellschaft, in: Manfred Prisching, Hg., Modelle der Gegenwartsgesellschaft, Wien 2003, Seite 33-64, hier Seite 44), nicht um konkret realisierte Optionen „sind zunächst ein Potential, etwas Virtuelles, ein Konjunktiv. Entscheidend ist nicht das ‚Können‘, sondern das ‚Könnte‘“ (Gross 2003, 44). Der Kontrastbegriff zur Multioptionsgesellschaft ist der Begriff der Multiobligationsgesellschaft, der für ein solches Zusammenleben steht, das durch eindeutige und vielfältige Pflichten geprägt ist, also auch durch Normen, die durch Strafen oder Strafandrohungen geschützt und verinnerlicht werden. In Multiobligationsgesellschaften erscheint das Leben weitgehend alternativlos, vieles ist vorgezeichnet, auch im Kopf. In Multiobligationsgesellschaften mag es zwar Träume geben, sich aus seiner Schicksalslage zu befreien, aber hier sind eher Wünsche als Optionen im Spiel. Wo Optionen ins Spiel kommen, wird eine Dauerdistanz zur Realität aufgemacht, welche die Realität in ein anderes Licht taucht und nicht mehr als fraglos und selbstverständlich erscheinen lässt. Und wo Optionen ins Spiel kommen, läuft ständig gewissermaßen ein alternativer Film mit, der das faktisch Gelebte nur als eine Möglichkeit unter vielen anderen erscheinen lässt. Es werden andere Realitäten denkbar, die tatsächlich auch von Mitmenschen und, über die Massenmedien

vermittelt, als real gelebt werden, wohl auch von mir selbst. Optionen sind nicht unbedingt realisierte, aber reale Alternativen. Mit ihnen „gerät das normative Gefüge der Welt ins Durcheinander“ und man kann nicht mehr zwischen dem Richtigen und Falschen unterscheiden (Manfred Prisching, Soziologie der kollektiven Ängste, in: Theologisch-praktische Quartalschrift 165/2017, Seite 339-347, hier Seite 347.)

Dies ist nicht nur Theorie, sondern lässt unsere grundlegenden Haltungen zur Realität verändern, aber auch unsere Handlungen und Wertorientierungen. Der Imperativ der Multioptionsgesellschaft lautet: ‚Handle stets so, dass weitere Möglichkeiten entstehen und keine Möglichkeiten ausgeschlossen werden!‘. Kaum ein Lebensbereich bleibt von diesem Imperativ unberührt. Die fortschreitenden technischen und ökonomischen Entwicklungen generieren einen ungeahnten Möglichkeitsreichtum, und zwar in allen Lebensbereichen: z. B. Reisedestinationen, Lebensmittelsortimente, Auswahl an Büchern, Badewannen, Speisen und Brillengestellen, Wohnungsinserate, Heiratsannoncen, Fernsehprogramme, Partnerschaften und Bekanntschaften, Ästhetiken, Religionen... Heutige Brillengestelle zum Beispiel fügen sich diesem Imperativ, indem möglichst viele Teile einer Brille, z.B. die Bügel, austauschbar werden und zum Austausch eine Fülle von Farben und Mustern verfügbar sind. War die überkommene Ordnung im Kern auf Obligationen aufgebaut und damit einhergehenden Fraglosigkeiten, strampeln wir uns heute nicht mehr „in Notwendigkeiten ab, sondern in Möglichkeiten, die wie Warenhauskataloge vor uns und von uns aufgeblättert werden“ (Peter Gross, Die Multioptionsgesellschaft, in: Armin Pongs, In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? München 1999, Seite 105-125, hier Seite 111). So werden „Gewissheiten im Säurebad der Moderne, in Aufklärung und Reflexion aufgestöbert und aufgelöst, aus Notwendigkeiten und Vorgaben werden Möglichkeiten und Aufgaben“ (Gross 1999, Seite 117). Auch Traditionen werden zur Optionen, geraten sogar unter Rechtfertigungsdruck. Wenn ich immer noch meine Uralthandtasche trage, werde ich vielleicht darauf angesprochen werden und sehe

selbst ziemlich alt aus. Ich werde vielleicht sagen, dass mich die Handtasche an eine mir wichtige Person oder Situation erinnert, dass ich sie aus Gründen des Umweltschutzes nicht wegwerfe oder dass ich ohnehin alte Sachen liebe, weil sie ‚unverwüstlich‘ sind usw. Freilich sind die Voraussetzungen zur Realisierung von Multioptionalität „nicht überall in gleichem Maße verwirklicht. Sie ist potentiell, virtuell oder spirituell, aber global. Alle leben in einer Multioptionsgesellschaft. Diese erwacht dann, wenn die Realität auch anders vorstellbar ist“ (Gross 1999, Seite 111).



Qual der Wahl / Foto: Jutta Müller

Angst in der multioptionalen Gesellschaft

Um einem weiteren Missverständnis vorzubeugen, sagt Peter Gross, auf ein altes Sprichwort zurückgreifend, dass der „Himmel nicht mehr voller Geigen, sondern voller Möglichkeiten“ (Gross 2003, 44) hängt. Eine Multioptionsgesellschaft ist also keinesfalls eine Gesellschaft, die im Glück schwelgt, gar in den himmlischen Freuden der Engelschöre. Aber eine

Multioptionsgesellschaft versetzt ihre Mitglieder gewissermaßen in eine Schwebelage, ständig Alternativen zum Bestehenden oder Entschiedenem vor Augen zu haben. Ja, im Kräftefeld der modernen Gesellschaft herrscht eine ungebremste Wachstums- und Steigerungsspirale vor, wodurch Selbstverständlichkeiten und Notwendigkeiten zu Optionen umgeschmolzen werden: „Wir waten in Optionenfluten“ (Gross 1999, Seite 118).

Dabei können die Einzelpersonen von einer Dauerunruhe ergriffen werden, weil sie persönlich die „Divergenz von Möglichkeit und Wirklichkeit“ (Gross 1999, Seite 109) in ihrer ja knappen Lebenszeit überwinden wollen. Zwar hat der moderne Sozial- und Gesundheitsstaat für die meisten Menschen einen Zugewinn an Lebensjahren hervorgebracht, aber der ‚Zugewinn‘ an Möglichkeiten – an Optionen – ist weitaus stärker gewachsen: Und damit der Druck, mit der Überfülle an Möglichkeiten zurecht zu kommen. So wachsen Erfahrungen der Überforderung, Verzweiflung und Angst, etwas zu versäumen oder gar zu verpassen. Es verbreitet sich die Sorge, nicht mithalten zu können, die Möglichkeiten nicht ausgeschöpft zu haben bzw. sich falsch entschieden zu haben: „dass man immer etwas falsch machen und scheitern kann. Man kann sich nie ausruhen. Auch die Partnerschaft kann jederzeit kollabieren“ (Prisching 2017, Seite 346). Das Verpasste dürfte umso schwerer hinzunehmen sein, je stärker die Überzeugung vom Gelingen des eigenen Lebens ist. Auch wenn das Versäumte vielleicht nachgeholt werden kann, blockiert sich das Ich für neue Möglichkeiten, weil es dem Vergangenen nachtrauert. „Die Botschaft lautet jedes Mal“, so schreibt Heinz Bude („Gesellschaft der Angst“, Hamburg 2014, Seite 19): „Man muss Optionen wahren, in Szenarien denken und ‚günstige Gelegenheiten‘ ergreifen. Man sollte sich vor Selbstüberschätzung hüten und zugleich Entscheidungsschwäche überwinden“. Der Schwebestand der Unentschlossenheit wird zu einer weiteren Quelle der Angst: „Leben im Wartezimmer“ (Bude 2014, Seite 100).

Die Multioptionsgesellschaft erzeugt Dilemmata: Was man macht, könnte verkehrt sein:

entscheiden, nicht entscheiden, warten. Es sei „sehr viel schwieriger als für die um 1965 geborene Elterngeneration“, so Heinz Bude, „eine von sukzessivem Statuserwerb gekennzeichnete Karriere zu machen. Denn man kann so viel falsch machen: Man kann die falsche Grundschule, die falsche weiterführende Schule, die falsche Universität, die falsche Fachrichtung, die falschen Auslandsaufenthalte, die falschen Netzwerke, den falschen Partner und den falschen Ort wählen“ (Bude 2014, Seite 18f). Auch Wolfgang Schmidtbauer zufolge wächst „die Angst, falsche Entscheidungen zu treffen“ (Generation Angst. Interview mit Claus Peter Simon, in: GEO Wissen; <http://bit.ly/2hJmrvP>). Wählen kann auch wählerisch machen, womit die Gefahr verbunden ist, dass man niemanden und nichts findet. „Was nicht gewählt wurde, könnte die bessere Wahl gewesen sein!“, so Peter Gross (1999, Seite 124). „Die Qual der Wahl resultiert aus der Optimierungsidee: Es könnte ja immer noch eine Bessere oder einen Besseren geben“ (Bude 2014, Seite 33). Es wächst das Risiko, in Lagen zu geraten, in denen man selbst nicht mehr wählen kann, fatalerweise selber nicht mehr gewählt wird: abgewählt „und an den Rand der Gesellschaft und Gemeinschaft gekarrt“ (Gross 1999, Seite 121) wird.

In Multioptiongesellschaften setzt sich das Prinzip der Kündbarkeit aller Sozialbeziehungen durch. Wenn fast alle sozialen Beziehungen zur Option werden, dann geraten sie unter „Trennungsvorbehalt“: „Das Kündigungsrecht, das von beiden Seiten wahrgenommen werden kann, verbrieft die Freiheit, zu bleiben oder zu gehen. Arbeitsverträge, die ein halbes Leben gedauert haben, werden gekündigt, Jugendfreundschaften, die ewig halten sollten, Mitgliedschaften in Parteien, denen schon die Mutter oder der Vater angehört haben, sogar Ehen, Partnerschaften oder Lebensgemeinschaften, die vor dem Altar, auf dem Amt oder mit Worten ewiger Treue besiegelt worden sind“ (Bude 2014, Seite 29). Heinz Bude dramatisiert noch das Angstpotential in der Multioptiongesellschaft im Blick auf intime Paarbeziehungen, wenn er schreibt: „Da der Partner, auch wenn man sich keinen anderen vorstellen kann, immer der Andere bleibt, in dem ein Fremder steckt, dessen trübe Gedanken,

geheime Wünsche und bizarre Fantasien einem verborgen bleiben, muss man unentwegt auf der Hut sein. Eine fixe Idee im Kopf des Anderen kann mit einem Mal alles zur Disposition stellen. Die Beziehung der Liebe beruht so gesehen auf der Angst vor der Freiheit“ (Bude 2014, Seite 30). Und tatsächlich sind auch laut Kriminalstatistik Ehepartner viel gefährlicher als Terroristen.

In der Multioptiongesellschaft werden Bindungen zu einem knappen Gut, Bindungsängste sind die Regel. Da die einzig unkündbaren Beziehungen (neben denjenigen zu Geschwistern) diejenigen zwischen Eltern und Kindern werden, sind Kinder immer weniger als mithelfende Familienangehörige, denn als mitfühlende Beziehungspartner gefragt. Orientierungslosigkeit, Unsicherheit und Ungewissheit nehmen zu. Es wächst die „nicht mehr einfach in Beichtstühlen abtragbare Schuld“, falsch entschieden zu haben (Gross 1999, Seite 112). Gefahren der Multioptiongesellschaft liegen in Rücksichtslosigkeit gegenüber Natur und kulturellen Werten (Gross 1999, 110). Die Überproduktion an Möglichkeiten schließt auch die Möglichkeit der Selbstzerstörung der Gesellschaft ein. Freilich wird auch der Verzicht zu einer Option in der Multioptiongesellschaft. Peter Gross (1999, Seite 110, 125) spricht hier von ‚Differenzakzeptanz‘, d.h. die Differenz zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit nicht zu schließen. Zu lernen wäre folglich, dass nicht alles, was möglich ist, auch realisiert werden muss, soll oder darf.

Kirche in der Multioptiongesellschaft

Auch die überkommene Religion wird in der Multioptiongesellschaft nur eine unter vielen Möglichkeiten: Auch sie kann man wählen und – nicht zuletzt – abwählen. Die Kirchen – in Deutschland ehemals wie ARD und ZDF für’s Fernsehen – die beiden einzigen ernstzunehmenden Formate von Religion, denen man obligatorisch angehörte, werden zu Optionen, geraten auf einem religiösen Markt unter Konkurrenzdruck, auf den sie sich immer noch nicht konstruktiv eingestellt haben, weil sie an einem ‚Obligationsschema‘ orientiert sind. Sie

geraten auch unter säkulare Konkurrenz, etwa um das Zeitbudget, auch und gerade an Sonntagen, wie die folgende ‚Klage‘ zum Ausdruck bringt: „In den letzten Jahren hat der Ausflugsverkehr und der Sport an den Samstagabenden, an Sonn- und Feiertagen einen gewaltigen Umfang angenommen. Gesellschaften, Vereine aller Art, Familien und Schulen nehmen daran teil. Extrafahrten auf Eisenbahnen und Schiffen, der täglich sich steigernde Auto- und Flugverkehr erleichtern derartige Erholungs- und Vergnügungsfahrten. Dass dadurch die Heilighaltung der Sonn- und Feiertage äußerst gefährdet wird, ist nicht zu verkennen. Viele Ausflügler und Sportteilnehmer setzen sich, das lehrt die Erfahrung, freventlich über die Erfüllung ihrer Sonntagspflicht hinweg“. Die Klage darüber, dass eine zunehmende – so wörtlich – „Wochenendbewegung“, die Menschen von der Wohnraumnähe in die Ferne und vom Heiligen ins Vergnügen mobilisiert, von den angestammten Räumen der Kirchen weg in die Fremde führt, sie der christlichen Zeitordnung entfremdet und den Kommunikationen der kirchlichen Autoritäten (und damit ihrer sozialen Kontrolle) entzieht, ist gar nicht so jung, wenn man bedenkt, dass wir hier einen 90 Jahre alten Text vor uns haben (Erzbischöflicher Erlass vom 19. 9. 1927, Seelsorgliche Maßnahmen aus Anlass der zunehmenden Wochenendbewegung [Kirchlicher Anzeiger für die Erzdiözese Köln 1927, 97f], in: Wilhelm Corsten, Hg., Sammlung kirchlicher Erlasse. Verordnungen und Bekanntmachungen für die Erzdiözese Köln, Köln 1929, 625-626). Nicht viel älter ist die Einführung des staatlichen Sonn- und Feiertagsschutzes (1891; 1919) und die damit einhergehende Einführung der sechstägigen Normalarbeitswoche. Der staatliche Sonn- und Feiertagsschutz ist seit einigen Jahren in der Diskussion, da er Multioptionalität begrenzt – an Sonntagen das Einkaufen verunmöglicht und an Karfreitagen das Tanzen. Der Kirchenaustritt, früher mit einem Nazi- oder Kommunistenmakel versehen, verliert sein gesellschaftliches Stigma und wird für mehr Menschen eine Option, als sie sie tatsächlich realisieren. In der Kirche zu bleiben, ist auch eine Option geworden, was auch immer die Motive dafür sind. Lässt sich der Verbleib mit dem Imperativ der

Multioptionsgesellschaft interpretieren: Handle stets so, dass weitere Möglichkeiten entstehen und keine Möglichkeiten ausgeschlossen werden? Das Glaubensgut der Kirche wird von den Kirchenmitgliedern nicht mehr obligatorisch übernommen, sondern aus ihm wird eine Auswahl getroffen. Nicht mehr ‚Wahrheit‘, sondern (persönliche) ‚Stimmigkeit‘ wird dabei zum Entscheidungskriterium in religiösen Angelegenheiten, sogar bei Mitarbeitenden der verbandlichen Caritas (vgl. Michael N. Ebertz/Lucia Segler, Spiritualitäten als Ressource für eine dienende Kirche. Die Würzburg-Studie, Würzburg 2016).

Auch auf der Handlungsebene verliert die überkommene Religion ihren obligatorischen Charakter: Nicht mehr normative Vorgaben, etwa der Kirchengebote, leiten die Kirchenmitglieder, sondern religiöse ‚Angebote‘. Damit kommen die offiziellen Kirchenvertreter nur schwer zurecht, entpuppen sich die Kirchenmitglieder doch als ‚Kunden‘, von der Ökonomie der Dienstleistungs-gesellschaft (s. Teil 1) unterstützt. So zeigt die deutliche Mehrheit der katholischen Kirchenmitglieder, dass sie immer weniger bereit oder in der Lage ist, sich kirchenoffiziellen Rollenerwartungen im Beziehungsgeflecht der Kirche zu fügen und das für ‚Todsünde‘ zu halten, was in ihr – z. B. im kanonischen Recht (CIC) und im Weltkatechismus – als solche deklariert wird, etwa nicht an jedem Sonntag an der Eucharistiefeier teilzunehmen. Im Weltkatechismus sind unter der Überschrift „Artikel 14: Die Kirche – Mutter und Lehrmeisterin“ die fünf „Gebote der Kirche“ angeführt. Diese stehen, so heißt es, „im Dienst eines sittlichen Lebens, das mit dem liturgischen Leben verbunden ist und sich von ihm nährt. Der verpflichtende Charakter dieser von den Hirten der Kirche erlassenen positiven Gesetze will den Gläubigen das unerlässliche Minimum an Gebetsgeist und an sittlichem Streben, im Wachstum der Liebe zu Gott und zum Nächsten sichern. Das erste Gebot („Du sollst an Sonn- und Feiertagen der heiligen Messe andächtig beiwohnen“) verlangt von den Gläubigen, an der Eucharistie teilzunehmen, zu der sich die christliche Gemeinschaft am Gedenktag der Auferstehung des Herrn versammelt“ (Ecclesia

Catholica, Katechismus der Katholischen Kirche, München u.a. 1993, S. 525f [Artikel 2041f]). Im Verweis auf das kirchliche Gesetzbuch (CIC, cann. 1245, 1247, 1248) heißt es an anderer Stelle weiter: „Die sonntägliche Eucharistie legt den Grund zum ganzen christlichen Leben und bestätigt es. Deshalb sind die Gläubigen verpflichtet, an den gebotenen Feiertagen an der Eucharistie teilzunehmen, sofern sie nicht durch einen gewichtigen Grund (z.B. wegen Krankheit, Betreuung von Säuglingen) entschuldigt oder durch ihren Pfarrer dispensiert sind. Wer diese Pflicht absichtlich versäumt, begeht eine schwere Sünde“ (Ecclesia Catholica, Katechismus, S. 558 [Artikel 2181]). Angesichts der massiv rückläufigen Kirchenbesucherzahlen setzt offensichtlich auch in der katholischen Kirche der gesellschaftliche Zwang zur Multioptionalität die nach wie vor gültigen Obligationen der Kirche außer Geltung: außer Verhaltensgeltung und außer Sanktionsgeltung, denn der Verstoß dagegen wird nicht (mehr) sanktioniert. In einer Multioptionsgesellschaft sind religiöse Sanktionen keine Option mehr, denn es kann auf Alternativen ausgewichen werden.

Innerhalb der Kirchen haben inzwischen diejenigen Kirchenmitglieder, „die dem Sonntagsgottesdienst weitgehend fernbleiben, kaum Kontakt in eine Kirchengemeinde unterhalten und den pastoralen Dienst der Kirche ausschließlich zu den so genannten Kasualien in Anspruch nehmen“, ihren Kirchenbezug also „weitgehend auf die rituelle Gestaltung der Lebenswenden: Taufe, Erstkommunion, Firmung, Trauung und Bestattung“ beschränken (Johannes Först/Joachim Kügler, Hg., Die unbekannte Mehrheit. Mit Taufe, Trauung und Bestattung durchs Leben? Münster 2010, 9), eine gewisse Aufwertung erfahren, indem sie als „Kasualienfromme“ tituliert werden. Für den Erzbischof von Bamberg sind sie eine Option von Kirchenmitgliedschaft, für die er selbst in seinem Geleitwort zum oben genannten Buch die Option des Sanktionsverzichts vorzieht: „Die Distanz zur Kirche und das Nachlassen von Kirchenbindung und -zugehörigkeit dürfen [...] nicht als Schwenden von kirchlicher Religiosität oder Desinteresse an Glaube und kirchlichem Leben missdeutet werden. Ein Trugschluss wäre jedoch auch, die latente kirchliche Orientierung

von kirchendistanzierten Menschen als Nähe zum kirchlichen Raum zu werten“.

Christsein in der Multioptionsgesellschaft

Wenn Christ*in zu sein heute heißt, den Glauben als eine Option unter vielen zu erleben, dann ist unter den bestehenden und wohl wachsenden religiösen Wahl- und Marktbedingungen das Spezifische des christlichen Glaubens herauszuarbeiten und nicht mehr als Obligation, sondern als attraktive Option zu kommunizieren. Man kann es drehen oder wenden, wie man will: Religion wird zur Bastelreligion; d.h. es zeigen sich deutliche Tendenzen zum Synkretismus. Unter den Bedingungen der Multioptionsgesellschaft verwandeln sich, so Peter Gross, „Vorgaben in Aufgaben, und Zug um Zug geraten Gott und die Welt, die Verhältnisse, die Gegenstände, die Theorien, der Sinn und zu guter Letzt das eigene Leben zur Unternehmung. Alles ist zu verändern, zu verbessern oder gar neu zu erfinden: Die Welt, die Nation, das Recht, die menschenunwürdigen Verhältnisse, die Familie, die Mitmenschen, die Strukturen und Prozesse – zu guter Letzt man selber“ (Gross 2003, 45). In der bereits erwähnten Studie unter Mitarbeitenden der Caritas (vgl. Ebertz/Segler 2016) haben die folgenden Aussagen eine hohe, über 70-prozentige Zustimmung erhalten: „Ich schätze solche spirituellen Angebote, in denen Bewertungen außen vor gelassen werden“; „Ich will nicht das übernehmen, was die Kirche sagt, sondern meinen Lebensweg gehen und das herausfinden, was für mich spirituell oder religiös wichtig ist“. Solche Optionen stehen für einen Anspruch auf spirituelle Eigenkompetenz, auf Autonomie- oder Diskriminierungsschutz des Individuums und seine spirituelle Selbstermächtigung. Möglicherweise lassen sie erkennen, was an anderer Stelle nicht nur außerhalb der christlichen Kirchen beobachtet wurde: dass derzeit „ein neuer, hochgradig individualisierter ‚religiöser Menschentypus‘ entsteht, der sich den dogmatischen Lehrsätzen und Machtansprüchen der Kirchenleitungen und der Universitätstheologie ‚stillschweigend‘, aber konsequent entzieht, um seine eigenen religiösen und spirituellen Bedürfnisse in eigener

Verantwortung, aufgrund sich selbst zugesprochener Kompetenz und auf je individuelle Art zu befriedigen – teilweise auch dadurch, dass er sich aus dem breiten Angebot spiritueller Lehren und Techniken, das die ‚globale Kultur‘ heute zur Verfügung stellt, jene Inhalte und Praktiken entnimmt, die seinen eigenen, individuellen Bedürfnissen am besten entsprechen“ (Winfried Gebhardt, Experte seiner selbst – Über die Selbstermächtigung des religiösen Subjekts, in: Michael N. Ebertz/Rainer Schützeichel, Hg., Sinnstiftung als Beruf, Wiesbaden 2010, Seite 33-41, hier 34ff).

Typisch ist, so Gebhardt, dass das selbstermächtigte spirituelle Subjekt seinen ‚eigenen Weg‘ betont und diesen „auch eher als ein ‚Auffinden‘ und nie als subjektiven Konstruktionsvorgang bezeichnet“, d.h. ihn aus der subjektiven Sicht weniger als einen Bildungsprozess, sondern als „einen Prozess des ‚individuellen Reifens‘“ beschreibt. Typisch ist auch die Metapher des Weges, der vielen Wege, d.h. die Vorstellung von Pluralität, Prozesshaftigkeit und grundsätzlicher Unabgeschlossenheit.

Die Befragten können auch betonen, dass es ihnen darum gehe, „unseren wahren Ursprung zu entdecken; herauszufinden, was uns im Leben bewegt“, „auf der Suche zu sein, unterwegs zu sein“ und dass „es verschiedene Wege zu Gott gibt, um ihm nahe zu sein“. Spirituelle Expertenschaft drückt

sich darin aus, „mit seinem Geist die eigenen Grenzen überschreiten und ‚neue Wege‘ zu suchen“, Angebote wahrzunehmen in denen ich persönlich mich sehen kann, um meinen persönlichen Weg zu finden (Meditation, Yoga etc.)“. Typisch für das spirituelle Expertentum seiner selbst ist sodann, dass es für sich jede spirituelle Erfahrung, die es „nicht selbst gemacht hat“ und damit auch jede Autorität, die es „nicht selbst überprüft hat, entschieden ab

(lehnt)“. Eine der Befragten sagte, sie wolle einen „eigenen Weg des Glaubens gehen, losgelöst von allen alten Religionen“. Schließlich schreibt das selbstermächtigte spirituelle Subjekt „jedem das Recht zu, seinen ‚eigenen Weg‘ zu finden“, und ist auch deshalb gegen jeden bewertenden Eingriff in seine eigene Deutungshoheit. Eine Maxime heiße deshalb, „offen zu sein für andere Lebenswege, Gedanken, Meinungen“; „offen zu sein und Erfahrungen zu sammeln auf verschiedenen Wegen“.

Die Multioptionsgesellschaft, dies illustrieren die Zitate, hat schon längst das religiöse Bewusstsein erfasst, auch das der Christ*innen; die Zitate stammen von Kirchenmitgliedern. Die stabile Ordnung der Traditionen mit ihren Obligationen hat die Multioptionsgesellschaft in Optionen verwandelt, und sie hat dabei auch alle metaphysische Sicherheit aufgelöst (vgl. Hans-Georg Soeffner, Gesellschaft ohne Baldachin. Über die Labilität von Ordnungskonstruktionen, Weilerswist 2000) und die Menschen in Bewegung gesetzt, auf den Weg, auf die Suche. In der Multioptionsgesellschaft gibt es kein Zurück in die übersichtliche, vorgefertigte Welt der Obligationen. Diese Wahl haben wir auch in der Multioptionsgesellschaft nicht, zumal auch ein solches Zurück Angst (vor Freiheitsverlust) machen würde. Die Herausforderung dürfte darin bestehen, „sich die Angst weder auszureden, noch sich ihr hinzugeben. Verhärtet man sich gegen seine Angst, macht das blind für die Negativität der Gesellschaft, ohne dabei an den Ursachen der Angst [...] etwas zu verändern. Gibt man sich der Angst hin, bedeutet das den Verzicht auf kritische Distanz zugunsten eines offenen Irrationalismus“ (Lukas Betzler, Keine Angst vor Niemand? Die Bedeutung des Angstbegriffs für eine kritische Theorie der Gesellschaft, in: Phase 2. Zeitschrift gegen die Realität, Herbst 2017, 7-9). *Fortsetzung folgt.*

Literatur

Jean-Claude Carrière: Der Kreis der Lügner: Die Weisheit der Welt in Geschichten.

Ellen Fluhr

Bei den letztjährigen Heliandferien in Gemeinschaft in Stuttgart bereitete uns ein Märchenerzähler einen stimmungsvollen Abend. Er empfahl uns auch ein Buch, das mir seither zur fast täglichen Einschlaflektüre wurde: „Der Kreis der Lügner. Die Weisheit der Welt in Geschichten“ von Jean-Claude Carrière.

Es sind auf 500 Seiten Erzählungen und Geschichten unterschiedlicher Länge von 5 Zeilen bis maximal 6 Seiten. In 25 Jahren hat sie der Autor in der ganzen Welt gesammelt.

Jean-Claude Carrière ist einer der bedeutendsten französischen Drehbuchautoren und Schriftsteller. 1931 wurde er in Colombières-sur-Orb geboren und lebt heute in Südfrankreich und in Paris.

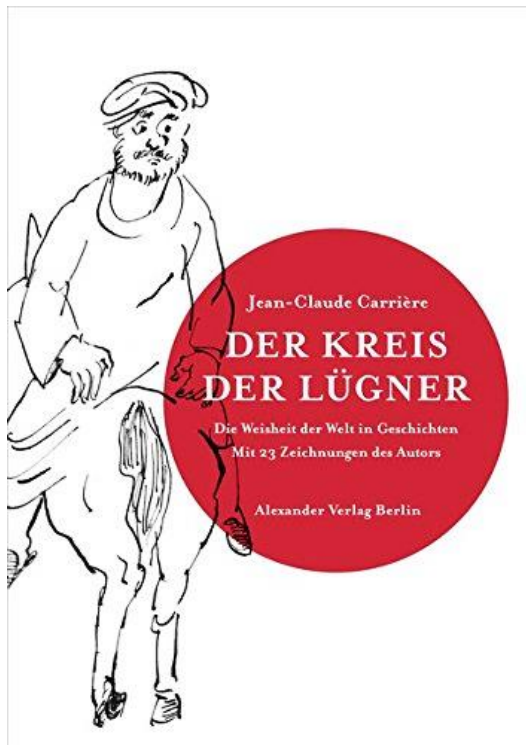
Er ist ein „Allroundgenie“: Zeichner, Drehbuchautor, Filmemacher, Präsident der Hochschule für Film und Audiovision in Paris, Autor von Romanen, Gedichten, Dramen und Sachbüchern...

2013 erschien – zum zweiten Mal in Deutsch – sein Buch: Der Kreis der Lügner. Es ist eine Sammlung von mehreren hundert Geschichten verschiedenster Provenienz.

An erster Stelle stehen Geschichten aus dem Zenbuddhismus und der sufistischen Tradition, denn – so begründet es Carrière in Vorwort – „in beiden Fällen wurden Geschichten als Werkzeuge der Erkenntnis angesehen...Doch diese zwei Quellen sind relativ neu ...sie schöpfen aus der indischen Tradition...und auch aus der afrikanischen und chinesischen“. In der jüdischen Welt nehmen dieselben Geschichten durch das Exil dieses Volkes und den selbstbetrachtenden Humor einen anderen Ton und damit einen anderen Sinn an. Auch

europäische und indianische Überlieferungen sind vertreten. Carrière informiert darüber, wie er zu diesen Geschichten kam: „Eine große Anzahl ist mir erzählt worden. Den größten Teil habe ich in Büchern gefunden.“

Die Texte zielen auf keine Moral ab, sie geben auch keinen Rat sie unterweisen nicht. „Die Geschichten tanzen anmutig um alle Punkte der menschlichen Fragen wie die Funken um ein einziges Feuer“, resümiert der Autor. Geschichten seien dazu da, um uns „die befleckte Scheußlichkeit der Welt oder ihre eintönige Dummheit vergessen zu lassen. Sie sind Flucht, sie bringen uns in das Land des Vergessens.“



Und darin besteht für mich der Reiz dieses Buches: ich muss, um die Texte zu begreifen, meine eigene kleine Welt gedanklich zurücklassen und eintauchen in eine ganz andere Weltsicht.

Dadurch löse ich mich von der Umklammerung durch meine eigenen Probleme und gewinne neue „Welt-Perspektiven“ (und das tut mir gut und lässt mich leichter einschlafen).

Eine Auswahl aus den 21 Kapitelüberschriften zeigt die Bandbreite der Themen:

- Die Welt ist, was sie ist
- Die Welt ist nicht, was sie ist
- Wenn alles nur ein Traum ist, wer träumt ihn dann?
- Das Ich ist hartnäckig unklar, verabscheuungswürdig und vielleicht sogar inexistent
- Die Gerechtigkeit ist unsere fragwürdige Erfindung
- Und der Tod ist unsere letzte Rolle
- Ein guter Lehrer kann brauchbar sein oder auch unbrauchbar
- Das Lachen kann ein Ziel an sich sein
- Wir sollten auch auf die Lehren der Narren (und der Betrunkenen) hören

Eine kleine Originalgeschichte als Kostprobe:

Die Antwort des Glühwürmchens

Sa'di, der persische Dichter, erzählt folgendes:

Ein wissensdurstiger Spaziergänger fragte ein Glühwürmchen: „Warum glühst du nur in der Nacht?“ Das Glühwürmchen gab ihm in seiner unnachahmlichen Weise diese glänzende Antwort: „Ich bleibe Tag und Nacht draußen, doch wenn die Sonne am Himmel steht, bin ich nichts dagegen.“

Literatur

Jean-Claude Carrière
Der Kreis der Lügner:
Die Weisheit der Welt in Geschichten.
Geb. Ausgabe Juni 2013, Euro 29,90
Alexander-Verlag Berlin/Köln

Leserbrief

Liebe Gertrud, liebes Redaktionsteam der Heliand-Korrespondenz,

es ist mir schon lange ein Bedürfnis, Euch und allen Autorinnen einmal von Herzen zu danken.

Immer wieder spricht Ihr Themen an, die viele von uns berühren.

Ganz besonders hat mich und meinen Mann Heft 4, 2017 zum Thema „Ehe – für alle?“ beeindruckt. Eine so umfassende Gesamtschau habe ich bei keinem anderen Verband gefunden. Damit habt Ihr Grundlegendes zur Orientierung beigetragen. Danke!

Sehr froh war ich, dass Ihr „donum vitae“ zur Sprache gebracht habt. Inzwischen hat ja der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Reinhard Marx unsere Arbeit zum Schutz des ungeborenen Kindes gewürdigt. Ein erster Schritt, dem hoffentlich weitere folgen. Beim Tod von Kardinal Karl Lehmann wurde die ganze Problematik wieder deutlich.

Mein großer Wunsch ist, dass uns die Heliand-Korrespondenz noch lange miteinander verbindet.

Mit allerbesten Grüßen

Deine / Eure

Helga Schädler, Dudenhofen

Aktuelles

Digitalisierung – Was soll daran gut sein?

Überlegungen einer Non-Digital-Native

„Digitalisierung“ ist in aller Munde, das nervt uns manchmal sehr. Ich wollte mich trotzdem bzw. deshalb genauer informieren.

Digitalisierung verstärkt die Möglichkeiten der „Multioptionsgesellschaft“, in der wir leben. Das macht Angst, vor allem älteren Menschen. Wir verstehen ja Vieles nicht (mehr), fühlen uns überfordert. Und wir sehen, dass es schon jetzt viele Verlierer gibt.

Aber die Digitalisierung kommt nicht – sie ist schon da, schreitet mit großer Geschwindigkeit voran. Wir können sie nicht aufhalten und auch nicht rückgängig machen, sie ist vergleichbar mit der Industrialisierung im 19. Jahrhundert.

Wie immer in Zeiten großer Veränderungen gibt es Licht und Schatten. Im Folgenden möchte ich einige positive Seiten darstellen.

Digitalisierung ist, von Allen erfahrbar, in unserem Alltag angekommen, erleichtert zum Beispiel **Kommunikation**. Vor allem mit dem Smartphone, über Skypen und E-Mail sind Kontakte vielfältiger und leichter als früher herzustellen. Beziehungen mit Familienmitgliedern und Freunden, die weit voneinander entfernt wohnen, können gepflegt werden, unter anderem mit Fotos, in sozialen Netzwerken. Im Beruf ist Kommunikation ohne Internet sowieso nicht mehr vorstellbar. Telefonkonferenzen ermöglichen beispielsweise Besprechungen ohne weite Anreise.

Informationen sind einfacher und schneller erreichbar: Mit Hilfe von Suchmaschinen gelingt Recherche im Netz besser, aktueller als in (oft veralteten) Lexika. Aktuelle Nachrichten aus aller Welt mit Hintergrundinformationen ergänzen Zeitungen. Urlaubsplanung wird erleichtert (Fotos von Hotels und Umgebung, Vergleichsmöglichkeiten, Buchung...). Suche nach Handwerkern, nach Angeboten der

Geschäfte vor Ort und in der Umgebung und natürlich Einkauf im Internet (bei allen negativen Auswirkungen) sind eine große Hilfe vor allem für Menschen, die auf dem Land leben, ebenso Verkehrsinformationen mit dem Smartphone.

Wirtschaft und Technik

Deutschlands Wirtschaft profitiert von der Digitalisierung auf vielfältige Weise. Die Konkurrenzsituation verändert sich, die Abwanderung von Industriearbeitsplätzen kann gestoppt werden, Rückverlagerung zeichnet sich ab.

Beispiele: Die Firma Bosch baut eine neue Halbleiterfabrik nicht in Singapur, sondern in Sachsen. Der Wilo-Konzern errichtet das neue Pumpenwerk nicht in Rumänien, sondern in Dortmund (dem Stammsitz). Adidas plant eine neue Sportschuhfabrik („speed factory“) in Deutschland – die erste seit Jahrzehnten. Da sollen Schuhe gefertigt werden, an deren Design der Kunde persönlich mitgestaltet hat, die binnen 24 Stunden geliefert werden können. Nachfrage ist offensichtlich vorhanden.

Die Herstellung in Deutschland wird billiger, ist nicht mehr teurer als in Billig-Lohn-Ländern. Gründe: vollautomatisierte Produktion (Roboter), 3D-Druck, hochwertige Qualität (durch gute Fachkräfte!), rasches und flexibles Eingehen auf Kundenwünsche, kurze Frachtwege.

Im **Internethandel** stehen Änderungen mit Hilfe von KI (künstliche Intelligenz) bevor: Künftig sollen Algorithmen auf Basis einer riesigen Datenmenge den Kunden speziell auf sie zugeschnittene Angebote unterbreiten, individueller als Menschen dies könnten. Das hat natürlich Auswirkungen auf die Arbeitsplätze: Roboter ersetzen vergleichsweise einfache, sich häufig wiederholende Tätigkeiten. Gering qualifizierte Arbeitnehmer werden immer weniger gebraucht, dafür gut ausgebildete Menschen, zum Beispiel Informationstechniker, Service-Experten, Dienstleister, aber auch Kreative. Das heißt, man braucht weniger und andere Arbeitnehmer.

Kleinere Firmen abseits von den Zentren haben durch das Internet Zugang zu Märkten weltweit. Voraussetzung ist ein schnelles Internet, heute noch nicht überall vorhanden.

Die **Zusammenführung von Produktion und Dienstleistung**, ein Modell mit Zukunft, gelingt nur mit digitaler Vernetzung: Entwicklung, Marketing und Fertigung liegen in einer Hand. Weitere Vorteile bietet die Vernetzung von Fabriken. (Zum Beispiel Informationsaustausch, Beratung bei Problemen, Fehlersuche und Behebung via Internet).

„Hilfsmittel“

Roboter übernehmen Routinarbeiten, zum Beispiel im Haushalt (Staubsauger, Rasenmäher), zukünftig vermutlich auch in Krankenhäusern und Seniorenheimen. Pflegepersonen hätten dann mehr Zeit für die Patienten (falls sie nicht wegrationalisiert werden.)

Die Vernetzung von Haushaltsgeräten (Waschmaschine, Kühlschrank, Heizung...) mit dem Smartphone hat bereits begonnen und wird vor allem von Menschen geschätzt und genutzt, die viel unterwegs sind, wenig Zeit haben.

Digitalisierung wird weiter unser Leben verändern, nicht nur positiv. Wichtig wird sein, dass Menschen (vor allem in Politik und Wirtschaft) verantwortungsbewusst damit umgehen.

Mathilde Pirzer-Hartmann

Frauen in kirchlichen Ämtern

Ökumenischer Kongress

Die theologischen Institute der Universitäten Osnabrück, Oldenburg und Münster haben zusammen mit einigen röm.-katholischen und evangelischen Verbänden vom 6. bis 9. Dezember 2017 zu einem ökumenischen wissenschaftlichen Kongress zum Thema „Frauen in kirchlichen Ämtern. Reformbewegungen in der Ökumene“ eingeladen. An dem Kongress nahmen mehr als

120 Personen aus dem In- und Ausland teil. Verantwortlich für den Kongress waren von katholischer Seite Prof. Dr. Margit Eckholt, Universität Osnabrück und Prof. Dr. Dorothea Sattler, Universität Münster und von evangelischer Seite Prof. Dr. Ulrike Linz-Wieczorek, Universität Oldenburg und Prof. Dr. Andrea Strübind, Universität Oldenburg.

Inspiziert im Jahr des Reformationsjubiläums von Luthers Thesenanschlag, mündeten die Beratungen zum Thema Frauen und Kirche auch hier in Thesen, die von den Kongressteilnehmerinnen und Teilnehmern mit überwiegender Mehrheit mit Zustimmung verabschiedet wurden. Allerdings wurden die 7 Thesen ergänzt durch 4 Selbstverpflichtungen, die jeweils mit den Worten beginnen; „Wir werden“. Die Ergebnisse des Kongresses sind also nicht nur Forderungen an kirchliche Amtsträger, sondern gleichzeitig auch Aufforderungen an die Fordernden zu weiterem eigenständigem Handeln.

Bei den vier Selbstverpflichtungen fällt auf, dass es den Autorinnen nicht um konfrontative Durchsetzung, sondern um Gespräch und Dialog geht, allerdings unter Inkaufnahme von Kontroversen und Kritik. Da es sich um einen ökumenischen Kongress handelt, wundert es nicht, dass das Voranschreiten zur sichtbaren Einheit der Kirche in Zusammenhang gebracht wird mit der Stellung der Frau in Kirche und Amt. Während die reformierten Kirchen ebenso wie die altkatholische Kirche kirchliche Ämter für Frauen geöffnet haben, scheint es in der röm.-katholischen Kirche bei dieser Frage einen Stillstand zu geben. Die Autorinnen bleiben auch bei der Begründung ihrer Thesen (nachzulesen unter www.osnabruecker-thesen) sehr moderat und gesprächsbereit. Mit Nachdruck weisen sie auf die Praxis der frühen Kirche hin, in der der Diakonat der Frau eine Selbstverständlichkeit war.

Beim Nachdenken über die Thesen kam mir ein Gedanke, der sicher umstritten und widerlegbar ist, den ich trotzdem aber einmal zur Diskussion stellen möchte, wohl wissend, ein Terrain zu betreten, das als rückständig oder sogar frauenfeindlich bezeichnet werden könnte.

Ich frage mich, ob es nicht tatsächlich das innerkirchliche Gespräch voranbringen und entkrampfen könnte, wenn wir wieder stärker die **drei** Wesensmerkmale der Kirche, nämlich *martyria* (Verkündigung), *leiturgia* (Liturgie/Sakramente) und *diakonia* (geschwisterlicher Dienst, Diakonie, Caritas) betonen würden? Und wenn wir dann diese drei nicht gleichen, aber **gleichwertigen** Dienste nicht auf **eine** Person, den Priester, sondern auf weitere **geweihte** Personen übertragen würden, wobei der Diakonat den Frauen vorbehalten sein könnte, allerdings nicht beschränkt auf das heutige Verständnis von karitativem Dienst, sondern inklusive Verkündigungsauftrag und speziellen liturgischen Diensten? Gott schuf den Menschen als Mann und Frau, nicht gleich, aber gleichwertig. Gleichwertig sind sie für die Weitergabe des Lebens verantwortlich mit unterschiedlichen Wirkweisen und Fähigkeiten. Könnte die Weitergabe des Glaubenslebens nicht ebenfalls auf das fruchtbare, nicht gleiche aber gleichwertige Zusammenwirken von Mann und Frau angewiesen sein? Solch ein Gedanke widerspricht der Forderung der Thesen **alle** kirchlichen Ämter für Frauen zu öffnen. Dennoch: die Frage nach der geweihten Diakonin sollte Vorrang haben und wir sollten sie immer wieder und viel stärker und überzeugter in das kirchliche Gespräch einbringen. Vielleicht können die nachfolgenden Thesen dazu anregen und ermutigen.

Christa Herrmann

Osnabrücker Thesen

1. Das erklärte Ziel der ökumenischen Bewegung, die sichtbare Einheit der Kirchen, ist nicht zu erreichen ohne eine Verständigung über die Präsenz von Frauen in allen kirchlichen Ämtern.
2. Frauen in kirchlichen Ämtern verändern das Fremd- und Selbstbild jeder Glaubengemeinschaft tiefgreifend.
3. Nicht der Zugang von Frauen zu den kirchlichen Diensten und Ämtern ist begründungspflichtig, sondern deren Ausschluss.

4. Die Diskussion darüber, ob Gott eine unveränderliche Anweisung gegeben habe, wie oder durch wen Gott durch das kirchliche Amt bezeugt werden soll, kann und muss offen bleiben.

5. Die Unterscheidung von spezifischen Diensten innerhalb des einen (sakramentalen) Amtes (Episkopat, Presbyteriat und Diakonat) hat sich geschichtlich entwickelt und kann in ökumenischer Perspektive weiterentwickelt werden. Alle Dienstformen sollen für Frauen geöffnet werden. Dabei ist darauf zu achten, dass keine geschlechtsspezifische Festlegung erfolgt.

6. Die kritischen Anfragen an die kirchliche Lehrbildung im Hinblick auf den Ausschluss von Frauen von kirchlichen Diensten und Ämtern sind ein Erweis für die Bereitschaft von Frauen, ihre Berufung zum Dienst an der Verkündigung des Evangeliums in Wort und Tat wahrzunehmen.

7. Der Geist Jesu Christi verpflichtet uns, uns mit den unterschiedlichen theologischen Überzeugungen in der Frage der kirchlichen Ämter stets mit Wertschätzung und versöhnungsbereit argumentativ im Miteinander zu befassen.

Selbstverpflichtung

1. Wir werden die Geschlechtergerechtigkeit bei der Übernahme und der Ausübung kirchlicher Ämter zum Prüfstein der Glaubwürdigkeit der Verkündigung des Evangeliums machen. Das ist unverzichtbar für die apostolische Sendung der Kirchen. Jenseits der Frage nach der Ordination von Frauen sind auch andere Formen einer zu wenig sensiblen Gestaltung der Geschlechtergerechtigkeit in den Kirchen wahrzunehmen und zu überwinden.

2. Wir werden die theologischen Gespräche über die Präsenz von Frauen in allen kirchlichen Ämtern mit der Zielsetzung einer Verständigung in den verbleibenden Kontroversen fortsetzen. Wir werden – je nach konfessioneller Situation – dem kritischen Gespräch mit den verantwortlichen kirchenleitenden Persönlichkeiten über alle Formen des ordinierten Amtes nicht ausweichen. In ökumenischer Gemeinschaft setzen wir uns für

die Ordination von Frauen zu Diakoninnen, Presbyterinnen (Pastorinnen, Priesterinnen) und Bischöfinnen ein.

3. Wir werden weiterhin theologische Beiträge zu der erforderlichen Differenzierung zwischen der Öffnung des Diakonats und anderer Ämter für Männer und Frauen innerhalb des einen (sakramentalen) Ordo leisten. Das Diakonatsamt für Männer und Frauen verstärkt die diakonale Grundausrichtung der Kirche. Wir werden uns im Bereich unserer Verantwortung für eine zunehmende Beteiligung von Frauen in leitenden Funktionen und Ämtern einsetzen. Wir streben eine Kultur der Partnerschaft in allen Kirchen an.

Osnabrück, am 9. Dezember 2017

*Prof. Dr. Margit Eckholt, Universität Osnabrück
Prof. Dr. Ulrike Link-Wieczorek, Universität Oldenburg*

*Prof. Dr. Dorothea Sattler, Universität Münster
Prof. Dr. Andrea Stübend, Universität Oldenburg*



Madeleine Delbrêl **(1904-1964)**

*Brecht auf ohne Landkarte –
und wisst, dass Gott unterwegs
zu finden ist,
und nicht erst am Ziel*

Madeleine Delbrêl ist, wenn ich aus den Reaktionen in meiner Umgebung schließen darf, noch immer eher ein Geheimtipp. Da sie Gegenstand einer Veranstaltung unseres diesjährigen Jahrestreffens sein wird, scheint es angebracht, sie hier – unzureichend allerdings – etwas näher vorzustellen.

Sie wird auch eine „Mystikerin des 20. Jahrhunderts“ genannt, auch „Mystikerin der Straße“ – Bezeichnungen, die widersprüchlich klingen. Tatsächlich erinnert vieles in ihrem religiösen Werdegang und ihrer bedingungslosen und nüchternen Hinwendung zu den Nöten der Gegenwart an Teresa von Avila, die ihr in manchem Vorbild war.

Eine gebildete junge Frau aus dem Bürgertum, die mit 15 Jahren den Kinderglauben abgestreift hat und sich für radikal atheistisch erklärt, die mit 16 Jahren das Studium der Kunst und Philosophie an der Sorbonne aufnimmt und die Intelligenz zu ihrem höchsten Wert erklärt, gleichzeitig ganz in ihrer Zeit, den „Goldenen 20er Jahren“, zuhause. Dann begegnet sie unter ihren Kommilitonen überzeugten Christen und dem Mann, den sie heiraten will. Er trennt sich von ihr und folgt einige Jahre später seiner Berufung zum Ordenspriester. In der daraus folgenden Sinnkrise stellt sich ihr die Frage nach Gott neu und anders. Sie lässt sich anregen von einem Wort der Teresa von Avila „man solle jeden Tag fünf Minuten still an Gott denken“. Sie beginnt zu beten und findet in der Kontemplation zu Gott. Den Gedanken, in den Karmel einzutreten, lässt sie wieder fallen, nicht zuletzt, weil ihre Familie sie vermehrt braucht nach der Erblindung des Vaters. Stattdessen beschließt sie, nach den evangelischen Räten zu leben.



Sie gibt ihre Studien auf, wird Sozialarbeiterin, engagiert sich in ihrer Gemeinde, gründet eine geistliche Gemeinschaft ohne Gelübde, Klausur oder kirchliche Anerkennung und zieht schließlich 1933 mit zwei Gefährtinnen nach Ivry, einer reinen Arbeiterstadt und der ersten Kommune, die von Kommunisten regiert wird. Sie erlebt deren Einsatz für die Arbeiter, aber auch das Desinteresse der Kirche wie der bürgerlichen Gesellschaft an den Lebens- und Arbeitsbedingungen der Industriearbeiter. Sie

arbeitet eng und erfolgreich mit den Kommunisten zusammen, erwägt sogar, in die KP einzutreten, nimmt davon aber Abstand wegen des ausgeprägten Atheismus⁴. Als die kommunistische Verwaltung vor den andrängenden Nazis das Feld räumen muss, vertraut man Madeleine D. treuhänderisch noch das Sozialdezernat an.

Sie kommt in Kontakt mit der katholischen Reformbewegung „Mission de France“, die u.a. auf das Projekt „Arbeiterpriester“ setzt, berät diese – und erlebt 10 Jahre später das kirchliche Verbot. Das habe sie „schier zerrissen“.

Aufgrund ihrer Erfahrung wird sie später zu Vorberatungen des Konzils herangezogen.

Sie stirbt mit noch nicht ganz 60 Jahren an einem Schlaganfall.

Das ist ein spannendes und sehr weltzugewandtes Leben. Was aber hat sie uns heute zu sagen? Zum einen hat sie wunderbare Texte geschrieben, die mittlerweile auch weitgehend ins Deutsche übersetzt sind. Zum anderen hat sie völlig in ihrer Zeit und unter den Menschen gelebt. Gott findet man, indem man den Menschen begegnet, er ist da, an den unwahrscheinlichsten Orten („Café Le Clair du Lune“); wie ein Landstreicher geht man ohne Ziel, ohne zu wissen, wem man begegnen wird – und dann begegnet man Gott. Durch die Begegnung mit den Arbeitern, die völlig uninteressiert

sind an Glaubensfragen, definiert sie „Mission“ neu: Evangelisierung ist zu allererst, sich selbst zu bekehren, umzukehren. Nur dann kann man die Liebe Gottes weitergeben.

Sie orientiert sich an Jesus, der unter und mit den Leuten lebte, mitten unter den Menschen. Ihre Spiritualität ist realistisch und alltagstauglich. Sie leugnet nicht das Scheitern, die Vergeblichkeit der Arbeit – aber das trennt nicht von Gott. In den Widerständen des Alltags muss sich die Beziehung zu Gott bewähren, entsteht immer wieder neu das, was Kirche heißt.

Jutta Amedick

Geht in euren Tag hinaus
ohne vorgefasste Ideen,
ohne die Erwartung von Müdigkeit,
ohne Plan von Gott,
ohne Bescheidwissen über ihn,
ohne Enthusiasmus,
ohne Bibliothek –
geht so auf die Begegnung mit ihm zu.
Brecht auf ohne Landkarte –
und wisst, dass Gott unterwegs
zu finden ist,
und nicht erst am Ziel.
Versucht nicht,

ihn nach Originalrezepten zu finden,
sondern lasst euch von ihm finden
in der Armut eines banalen Lebens.

Aus: Madeleine Delbr el: „Gott einen Ort sichern“

Aus unserer Geschichte

Vom Rundbrief zur Heliandkorrespondenz

Der erste „Rundbrief“ des Heliandbundes erschien 1931, der vorerst letzte vor dem Krieg 1938, seit 1933 unter dem Namen „Heliandbrief“. Insgesamt erschienen in den Jahren 19 Hefte.

Im Heliandbrief 3/1959 fand ich einen Bericht von der damaligen Schriftleiterin Martha Sonntag mit der Überschrift „10 Jahre Heliandbriefe (in regelmäßiger Folge) Juni 1949 - Juni 1959“. Ich habe ihn mit großem Interesse gelesen und hoffe, dass er (gekürzt) auch manche Leserin interessiert.

„So fing es an: Nicht als ob es den Heliandbrief erst seit 10 Jahren gebe. Aber das wissen unsere älteren Schwestern aus dem Frauenkreis noch sehr gut und ich erzähle den Jüngeren, wie es damals war. ... Als ich 1940 zum Bund kam, hat mir eine Führerin jene alten Heliandbriefe in die Hand gedrückt. Vielleicht kennt man sie da und dort noch. ... Jene Heliandbriefe bedeuteten für den Neuankömmling so eine Art Einweihung, ein Vertrautwerden mit dem Geist des Bundes. ... Aber was uns beim Blättern am meisten fasziniert, das ist jene lebendige Verbundenheit der noch jungen Bewegung, die sich in jeder persönlichen Nachricht, in jedem Tagungsbericht kundtut.

Nach dem Kriege: Während des Krieges und unter dem Druck des Nazi-Regimes war die Herausgabe unserer Heliandbriefe nicht mehr möglich. Wir haben jene alten unter der Hand den Jüngeren weitergegeben, vor Haussuchungen versteckt gehalten, immer wieder gelesen. Endlich, nach dem ersten Bundestag in Fürstenried 1946, dem großen Aufbruch nach dem Kriege, gab es wieder einen ersten und einzelnen Heliandbrief mit den Referaten des Bundestags. ... Dann gab es wieder eine kleine Pause, bis schließlich das Bundesthing beschloss: Wir brauchen wieder einen Heliandbrief, der regelmäßig herauskommt, mit einer ständigen Schriftleitung. Dieser Beschluss wurde wirksam mit dem ersten Heft Pfingsten 1949. Damit sind wir beim Thema und ich beim Beginn jener Freuden und Leiden als Schriftleiterin unserer Bundeszeitschrift. Wie ich dazu kam? Nun, das

war einer der autoritativen Akte unseres Bundesführers (Kif), denen man sich einfach schlecht widersetzen kann. ... Im Bundesthing hieß es einfach: Die Schriftleitung, das bist jetzt Du“, ohne Rückfrage, ob ich es etwa wolle oder könne! Der Start war dann auch dementsprechend: Das erste fertige Heft (jenes graue, große im Breitformat!) zeigte eine Sensation: drei leere Seiten! Und das nach den Jahren absoluter (Papier)-Knappheit! ... Prof. Weiß aus Fürth, der bald „Mitschriftleiter“ wurde, erinnerte sich: „... Aber dann gewannen die neuen Hefte Gestalt. Ein Forum des Bundes sollten sie werden, ein Sprachrohr der Führung, ein Band der Gemeinschaft, ein Ventil der Kritik, ein „Schwarzes Brett“ für die Nachrichten aus dem Leben der Gruppen und dem Schicksal der Schwestern, vor allem aber ein frischer Brunnen, aus dem wir immer neu den Reichtum unserer Leitsätze schöpfen könnten.“

Martha Sonntag zog 1951 nach Tübingen, heiratete und bekam Kinder. Und trotzdem blieb sie weiter Schriftleiterin des Heliandbriefes. Ihr Mann und ihre Kinder halfen nach Kräften! Es folgt nun im Text ein längerer Abschnitt „Wie entsteht ein Heliandbrief?“ Es geht um die Suche nach einer Idee, die Suche nach Mitarbeitern, die schreiben, oder aber selber schreiben, und die Zusammenarbeit mit der Druckerei – damals sehr viel komplizierter als heute!

„Gewiss, es ist eine Last. Aber es macht auch Freude, die Entwicklung eines Bundes über lange Jahre hinaus verfolgen zu können. Es handelt sich ja nicht nur um den schriftlichen Kontakt, vielmehr um die konkrete, lebendige Verbindung mit den einzelnen aus dem Bund. ...“Zwischen zwei Heliandbriefen“, das ist bei uns schon sprichwörtlich, da macht man mal Großputz, geht in Urlaub, schreibt ein Manuskript, bekommt ein Baby. Wenn ich mir etwas wünsche für die Redaktion, dann ist es dies: der bleibende Kontakt mit den Leserinnen. Man möchte manchmal gern wissen, wie dieses und jenes ankommt. Es ist schwer genug, eine Zeitschrift zu gestalten, die für Mittel- und Obergruppen da sein soll und auch noch vom

Frauenkreis gelesen werden kann. Es ist mir ein großes Bedürfnis, all denen zu danken, die seither mitgearbeitet haben und den vielen, die mir durch ihre Briefe geholfen haben.“ *Martha Sonntag* **Zusammengestellt von Gertrud Singer**

Aus aller Welt

Besuche im Olinda-Recife und Caruarú/Brasilien im März 2018

*Die Menschen belasten dich?
Trag sie nicht auf deinen Schultern.
Schließe sie in dein Herz!*

Dom Helder Camara

Vorgeschichte

Als ich im Jahr 2012 den weltkirchlichen Bereich im Heliand übernommen habe, kannte ich keine der Heliand-Schwestern, die als Ordensschwestern in verschiedenen Ländern Afrikas, Asiens oder Lateinamerikas lebten und arbeiteten. Aus meiner früheren beruflichen Tätigkeiten kannte ich einige Namen, persönlich aber niemanden. Nicht mit allen, aber mit einigen Schwestern hat sich in den Jahren ein guter Kontakt entwickelt. Grundlage dafür war und ist die gemeinsame Zugehörigkeit zum Heliand, die Vertrauen und Sympathie schafft.

Auch die beiden Missionsbenediktinerinnen in Brasilien – Sr. Hildegardis Nassen OSB und Sr. Werburga Schaffrath OSB – habe ich nicht persönlich gekannt, konnte aber in den letzten Märztagen einen Aufenthalt in Olinda-Recife nutzen, um beide zu besuchen und die soziale Arbeit der Missionsbenediktinerinnen kennenzulernen.

Die Missionsbenediktinerinnen von Tutzing sind bereits seit 1903 im Nordosten Brasiliens tätig. Allerdings wurden sie vom damaligen Bischof zunächst nicht freundlich aufgenommen, weil die Menschen schließlich alle katholisch wären, also nicht missioniert werden müssten. Mit der Zeit haben die Schwestern dann aber in der Bildungs- und Sozialarbeit ihre Aufgaben gefunden und die Evangelisierung war und bleibt wichtig.

In Deutschland wurde die Diözese Recife und Olinda durch seinen Bischof Dom Helder Camara (1964 – 1985) bekannt, der sich mit großen Einsatz auf die Seite der Armen gestellt und für gerechtere Lebensverhältnisse gekämpft

hat. Sein Engagement als *Theologe der Befreiung* wurde zum Teil negativ betrachtet, so dass erst im Jahr 2015, im zweiten Amtsjahr von Papst Franziskus, der Seligsprechungsprozess eingeleitet werden konnte.

Recife-Olinda und Caruarú liegen in Pernambuco, einem der ärmsten Bundesstaaten Brasiliens. Das monatliche Durchschnittseinkommen liegt mit rund € 185,00 noch niedriger als der aktuelle Mindestlohn von € 240,00. Armutsbekämpfung bleibt daher für die Missionsbenediktinerinnen ein wichtiges Anliegen und entspricht der Option für die Armen der lateinamerikanischen Kirche (Medellin, 1968).

Besuche in Olinda

In Olinda habe ich das *Centro Social Mizaël Montenegro Filho* besucht, dem der Heliand vor einigen Jahren mit dem Kauf von Nähmaschinen und Ende 2017 mit der Finanzierung von Reparaturarbeiten des Raumes, in dem die Nähkurse für Frauen stattfinden, geholfen haben.



Sr. Socorro OSB, Leiterin des Sozialzentrums
Mizael Montenegro Filho in Olinda

Sr. Socorro OSB, eine brasilianische Missionsbenediktinerin leitet mit viel Engagement und Kreativität das Sozialzentrum, das in einem sozialen Brennpunkt liegt. Die Menschen sind arbeitslos oder verdienen nicht genug, um ihre Familien zu ernähren, und viele Jugendliche sind drogenabhängig. Daher ist es für die drei Schwestern, die im Zentrum arbeiten und auch wohnen, wichtig, mit Kindern zu arbeiten, damit diese hoffentlich eine bessere Zukunft haben als ihre Eltern. Das Sozialzentrum betreut im *Projekt Conviver* (Miteinander leben) Kinder und Jugendliche – gegenwärtig mehr als 70 - im Alter von sechs bis 17 Jahren. Sie besuchen am Vormittag die Schule und erhalten am Nachmittag im Sozialzentrum Unterstützung bei den Hausaufgaben. Außerdem werden viele Freizeitaktivitäten, aber auch Katechese und andere Bildungsprogramme angeboten. Die Schwestern beziehen auch die Familien der Kinder und Jugendlichen in ihre Arbeit ein.

Der *Kindergarten* nimmt zwei- bis vierjährige Kinder auf, die ohne Betreuung sind, weil die Mütter arbeiten. Z.Zt. besuchen rund 70 Kinder der Kindergarten.

Im Raum für *Frauenarbeit* wurden gerade die baulichen Arbeiten beendet, so dass sehr bald wieder der Näh- und Zuschneidekurs für Frauen stattfinden kann. Der Kurs ist sehr nachgefragt, kann aber aus Kostengründen nur einmal wöchentlich fünf Stunden angeboten werden. Die Kursleiterinnen arbeiten ehrenamtlich.

Neben diesen Aktivitäten gibt es auch *eine Seniorengruppe* mit mehr als 50 Teilnehmer/innen, die sich wöchentlich trifft und vor allem Freizeitaktivitäten durchführt.



Christel Wasiek bei der Seniorengruppe

Das Sozialzentrum ist gut in das Stadtviertel eingebunden und stellt z.B. dem Taubstummenverein und den Anonymen Alkoholikern ihre Räume zur Verfügung.

Sr. Hildegardis hat auch noch den Besuch eines zweiten Sozialzentrums *Escola Comunitaria Sao Sebastiao* ermöglicht. Es liegt in der Nähe des Priorats und die Bewohner/innen sind extrem arm. Die Missionsbenediktinerinnen unterhalten dort einen Kindergarten und eine Vorschule für 57 Kinder im Alter von zwei bis fünf Jahren. Aus Personalmangel und Kostengründen werden Kinder nur am Vormittag betreut, so dass die Räume am Nachmittag nicht genutzt werden. Im Gespräch ist mit den Schwestern überlegt worden, ob und wie ggf. die Gemeinwesenarbeit erweitert werden könnte.

Besuch in Caruarú

Das Sozialzentrum *Sao José do Monte* liegt in der Diözese Caruarú, ca. 120 km von Olinda entfernt.



Begrüßungskapelle in Caruarú

Wegen eines Dauerstaus am Stadtausgang von Recife haben wir allerdings mehr als fünf Stunden für die Anreise gebraucht und konnten nicht mehr alle Aktivitäten des Zentrums sehen. Beeindruckend war die Arbeit der *Frauengruppe*, die mit der sog. Renascimento-Technik – Sticken, Hohl-saum u.ä. – Tücher, Blusen, Tischdecken u.ä. aus weißem Leinen herstellen. Die Arbeit ist zeitaufwändig und erfordert Kenntnisse und Geduld. Das kleine Projekt „Frauen in Aktion“, das der Heliand Ende 2017 unterstützt hat, ist angelaufen und die Frauen konnten bereits Dekorationsgegenstände für Feste und Feiern herstellen und verkaufen. Auch das *Sozialzentrum Sao José do Monte* führt sehr viele und unterschiedliche Aktivitäten

durch. Die *Seniorengruppe* – alles Frauen – ist sehr aktiv. Im Gespräch haben die alten Frauen erzählt, wie sie leben und wie sie den Kontakt zu ihren Kindern halten. Die meisten haben mehr als sechs Kinder, eine Frau hat 14 Kinder geboren. Viele der Kinder leben aber weit entfernt von Caruarú, um eine bessere Arbeit zu finden.



Mitglied der Seniorengruppe

Das Sozialzentrum wird im Jahr 2019 sein 50jähriges Jubiläum feiern – und Sr. Werburga

war immer mit dabei. Im Laufe der Jahre haben sich die Aufgabenbereiche verändert. Am Anfang stand die Qualifizierung von Jugendlichen für die Arbeit mit Leder und Holz im Vordergrund, später kamen als Zielgruppe Straßenkinder dazu. Das Zentrum hat sich immer wieder auf die Bedürfnisse der Menschen des Stadtviertels eingestellt und Antworten gesucht. Ein Lieblingsprojekt von Sr. Werburga ist das Zirkusprojekt, über das wir in der Heliand Korrespondenz schon berichtet haben. Bei meinem Besuch habe ich erfahren, dass am 27. März 2018 die Neueröffnung des städtischen Seniorenzentrums mit der Namensgebung *Sr. M. Werburga Schaffrath* verbunden werden sollte. Die Ehrung hat inzwischen stattgefunden. Wir gratulieren Sr. Werburga herzlich dazu.

Abschlussbemerkung

Beiden Schwestern geht es gesundheitlich nicht sehr gut, wobei Sr. Hildegardis eher mittelbar als direkt wirkt, während Sr. Werburga noch die Gesamtleitung des Sozialzentrums in Caruarú wahrnimmt und auch nicht daran denkt, sich zurückzuziehen. Neben Sr. Hildegardis und Sr. Werburga bin ich sehr freundlich von Sr. Margarida und Sr. Irani, der Novizenmeisterin, begleitet worden. Mein Aufenthalt war eine gute Gelegenheit, beide Schwestern, die dem Heliand verbunden sind, persönlich kennenzulernen. Sie grüßen alle Heliandschwestern und sind dankbar für unsere gelegentliche Hilfe.

Christel Wasiek

Wir bitten noch einmal um Spenden für die Qualifizierung von Freiwilligen in der Seniorenarbeit in Peru, weil wir den angestrebten Betrag von € 2.000,00 noch nicht erreicht haben.

Alle sind aber auch noch einmal eingeladen, wenn sie möchten, für die Arbeit der Missionsbenediktinerinnen in Brasilien zu spenden.

Für die Frauenarbeit in Caruarú und Olinda haben wir den beiden Schwestern je € 3.000,00, insgesamt also € 6.000,00 zur Verfügung stellen können.

Sr. Elisabeth Herkommer haben wir Ende 2017 € 500,00 überwiesen. Sie bedankt sich herzlich und wird im Sommer wieder zu Besuch in Deutschland sein.

Herzlich Dank an alle!

Missionskonto
des HELIAND – Kreis Katholischer Frauen

LIGA Bank Regensburg,

IBAN: DE 75 7509 0300 0002 2192 98

BIC: GENODEF1MO5